

Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mußte lachen. A—Z, das ganze Alphabet. Und wenn man bedenkt, was das enthält!

Trotz der vielen Freude und Befriedigung, trotz der herrlichen Heimfahrt und der süßen Schokolade, wenn sie aufwachte und wenn sie einschlief, schlängelte sich die Sorge um May um jedes Erlebnis. Am dreizehnten Juli kam ein Telegramm von Basilus: Es war niemand zu finden. Ich habe das Mögliche getan. Bedauere den Mißerfolg. Brief folgt. Basil.

Jorinde war wie zerschmettert. Wie ist das nur möglich? Was ist geschehen? Was wird nun werden? Jetzt wissen es ja die Eltern und sorgen sich gräßlich. Den ganzen Tag kam sie nicht zur Ruhe, sah schlecht aus und war müde. Ihre Gastgeber taten alles, von dem sie dachten, daß es Jo zur Erheiterung dienen könne: Der Pfarrer spielte Schach mit ihr, aber Jo verlor und spielte ohne Enthusiasmus wie sonst. Anna-Maria erzählte ihr die hübschesten Dorfgeschichten, und wenn Jo auch da und dort einmal lachen mußte, so war es ein blaßes und klangloses Lachen. Auch süßer Johannisbeerwein und Selbstgebackenes half nicht.

Endlich kam ein Brief von Basilus: Ja, Kleines, sei nicht traurig. Das sind beides Leute, die in ihr Verhängnis rennen, da hilft alles nichts. Ich war auf dem Bahnhof, ziemlich gekleidet und verkleidet, wie du es vorgeschrieben, und guten Willens voll. Ich schwenkte meinen gelben Handkoffer, ich äugte verstoßen nach allen Seiten, stand einmal links und einmal rechts, spazierte an der ersten Klasse vorbei, sah jeden einzelnen Menschen an und fixierte jeden genau, aber nichts. Niemand war da, der auch nur annähernd der Beschreibung geglichen hätte. Der Zugführer piff, die Räder begannen ihr rhythmisches Spiel, langsam fing der Zug an zu rollen, und die Leute winkten, aber keiner war da, den ich hätte anhalten können. Ich sah euern „Ältesten“, mit einem Rucksack auf dem Buckel, und sah eines der Skimädchen, die Sus oder die Lea, ebenfalls mit einem Rucksack versehen, daherrennen und mit dem Ältesten in einem Drittclasswagen verschwinden und wünschte ihnen glückliche Reise. Ein paar andere Köpfe der Bande sahen aus den Fenstern und winkten wütend, denn um ein Haar wären die zwei zu spät gekommen. Dem andern Paar, dem, das unterwegs nach Rom, dem freilich konnte ich nicht so fröhlich Glück wünschen. Und gerade das hätte es nötig.

Ich bin recht traurig nach Hause gegangen, denn aus deinem verschleierte Brief hatte ich wohl gemerkt, daß du nicht zum Scherz dich um deine Freundin sorgtest. Sag, das muß aber ein Schurke sein, der, dem gegenüber ich den Detektiv spielen wollte. Und zum Schluß: Deine frechen Bemerkungen, mein lediges Leben betreffend, hättest du dir ruhig sparen können. Wäre ja möglich, ich begegnete einem Ding, wie du eines bist, und da säße ich in der Tinte. Schreib es dir nur selber zu, wenn die heutige weibliche Jugend mich erschreckt. Im übrigen kommt eine kleine Sendung von mir, Gruß und Verzeihung enthaltend; als Trost auch und Linderung deiner Sorgen, in Form von allerlei Schmachhaftigkeiten. Auch für den Herrn Pfarrer und Fräulein Anna-Maria ist etwas dabei. (So, so, also der würde ich nicht gefallen?) Lebe wohl, Jorinde-Kind. Dein Onkel Basil.

Jorinde war tief niedergeschlagen nach dem Lesen von Onkel Basils Brief. Zugleich fühlte sie sich wie erlöst, denn nun hatte sie keinerlei Verantwortung mehr und konnte wieder ruhig schlafen. Zwar ging das nicht so ohne weiteres. Es ging sogar nicht, aber es war mehr die seelische Erschöpfung, die sie wachhielt, als eigentliche Sorge, die stets Handlung verlangt und erst weicht, wenn diese Handlung eingefädelt worden ist. Es kam aber zwei Tage nach diesem ersten Brief ein zweiter, von Claudia:

Mein Liebes, ehe du von fremder und vielleicht nicht wohlwollender Seite von dem hörst, was ich dir nun berichten muß, möchte ich mit dir reden. Es handelt sich um deine Freundin May. Du kennst sie ja, ein wenig allzu übermütig, allzu oberflächlich, ein wenig unüberlegt und nach Zerstreuungen jagend, und alle diese Eigenschaften oder Teile ihres Charakters bilden, als Ganzes, einen Menschen, der Versuchungen schwer aus dem Weg zu gehen vermag und Wünschen wenig widerstehen kann. So war es mit der armen May. Um es kurz zu sagen: Sie ist mit ihrem Tennislehrer fort, heimlich fort, und ihre Eltern haben keine Ahnung, wo sie ihr Kind suchen sollen. Ich weiß nicht, ob du dir die Folgen dieses Schrittes vorstellen kannst? Leider ist ein solcher öffentlicher Skandal von zehnfacher Wucht, einem geheimen Fehltritt gegenüber, und es ist nicht zu sagen schlecht und liederlich von jenem Manne, dies siebzehnjährige Kind zu einem solchen Schritt veranlaßt zu haben. Klagen wollen die Eltern nicht, es beleuchtet die Tatsache. Der Vater Mays reißt herum und tut alle Schritte, die ihm möglich sind. Spricht, wo er Gelegenheit hat, davon, May zu verzeihen, um sie zu veranlassen, zurückzukommen, wenn sie davon hören sollte. Es geht das Gerücht — das Gerücht — die Eltern hätten zu einer Heirat mit dem Entführer ihre Einwilligung nicht geben wollen. Es wäre vielleicht — um des öffentlichen Mergernisses wegen — besser gewesen, sie hätten sich gefügt, obgleich diese Ehe schon im Kern faul gewesen wäre. Mays Mutter ist fort. Wie sehr kann ich mich an ihre Stelle versehen.

Mein liebes Jorindeherz, nicht wahr, du hast immer Vertrauen zu deiner Mutter? Und gar zum Vater? Wer denn anders als wir könnten Dir in jedem Falle helfen? Aber ich kenne mein Meiteli, gar so leicht läßt es sein Herz nicht springen, und nun gar von daheim weg in die Irre.

Nun, meine Jo, sage ich dir Lebewohl. Ich weiß, ich habe dich traurig gemacht. Aber du würdest diese Nachricht doch von der ersten besten Bekannten erfahren haben. Unendlich tut mir das arme Kind leid. Verstehen kann ich es ja nicht, daß man noch heutzutage derartige Romantik zu erleben wünscht. Vielleicht... ach, ich weiß ja nichts. Wir wollen an das arme Kind denken, geht? Papa hat eine seiner ausgefuchtesten Bewünschungen hervorgeholt, um seine Erregung und sein Mitleid mit May zu meistern. Man wagt nicht, die Eltern zu trösten, und was wäre das auch für ein Trost? Also, Kind, möge es dir recht, recht gut gehen.

Deine Liebe.

Richtig kommt noch eine Nachschrift: Nach dir habe ich heute gar nicht gefragt. Das nächste Mal.

Jorinde streichelte Mamas Brief. „Meine Liebe“ flüsterte sie, und ihre Augen wurden feucht. Aber dann lief sie hinaus, und lief eine ganze Stunde lang um das ausgedehnte Dorf herum, um endlich im Eckzimmer Anna-Marias zu landen.

Fortsetzung folgt.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

„Jetzt bist Du beleidigt“, sagte sie kleinlaut.

Ich schwieg, obschon ich alles eher als beleidigt war. Wozu Marianne meine Rührung zeigen? Das war unter uns nicht üblich. Nun begann sie, mir ein lockendes Bild auszumalen, wie sie sich diese Nummer vorstellte.

Ich unterbrach sie nicht. Im stillen rechnete ich nach, was die Ausstattung sie kosten würde. Es war eine so beträchtliche Summe, daß sie sich nur im Falle eines sehr großen Erfolges bezahlt gemacht hätte, und selbst dann nicht mit Bestimmtheit. Marianne deutete mein Schweigen als stilles Einverständnis.

„Glaube nicht, daß das Auftreten in meiner Gruppe Dich

etwa herabsetzt! Dein Name wird auf den Plakaten und in den Programmheften ebenso groß gedruckt, wie der meine, darauf werde ich bei den Direktionen bestehen...“

„Marianne“, sagte ich leise, „ich kann doch nicht mehr schießen mit diesem Arm da...“

Sie war aufgesprungen und stand jetzt neben mir. „Eberhard, Du bist auch mit der Linken ein Meisterschütze! Schon gut, ich weiß, was Du sagen willst!“

Sie verhinderte mich am Sprechen, indem sie ihre wohlgeformte und kräftige Hand auf meinen Mund drückte.

„Natürlich konntest Du mit der Rechten noch viel mehr. Aber bei der glänzenden Aufmachung, die wir Deiner Nummer geben, wirst Du ebensoviel Erfolg wie früher haben...“

Ich entfernte sanft ihre Hand, küßte sie und behielt sie in meiner Linken.

Dann sagte ich: „Marianne, würdest Du Dich vor dem Publikum zeigen, wenn Du nach einem Unfall — vor dem Dich Gott behüten möge — nicht mehr anständig auf einem Pferde sitzen könntest... Erinnerst Du Dich, als wir einmal auf einem Jahrmarkt einen kleinen Wanderzirkus betraten und in einem vielleicht noch gar nicht alten, doch greisenhaft wirkenden, schlecht geschminkten, rührend ungeschickten Jongleur den einst weltberühmten Sesami erkannten...? Entfinnst Du Dich auch der Worte, die Du mir sagtest, als Du das ärmliche Zelt fluchtartig verließest...?“

Ich übertrieb mit Absicht.

Schließlich war ich noch jung und kräftig und nicht, wie jener einst weltberühmte Artist, als wir ihm in dem kleinen Wanderzirkus begegneten, vom Alkohol zerstört. Aber Marianne verstand mich auch so.

„Was willst Du jetzt beginnen, Eberhard?“ fragte sie bewundernswert sachlich.

„Leben — — üben und wieder üben! Vielleicht siehst Du Bufallo Bellini dann auf der Bühne wieder...“

„Hast Du Geld?“

„Massenhaft!“

Ihr zweifelnder Blick ärgerte mich. „Du glaubst mir nicht?“ Sieh her!“

Ich griff nach dem Gedichtband Mörcke und entnahm ihm den Fünfhunderter.

„Fünfhundert Mark in einem merkwürdigen Geldschrank“, rief sie.

Ich blickte mich theatralisch um und flüsterte geheimnisvoll: „Jedes dieser Bücher da oben birgt eine große Banknote: Soll ich Dir etwas pumpen, Marianne?“

„Nein, nein, danke! Obschon ich wieder bis zum Kopf in Schulden stecke. Ich habe in London bei einer Versteigerung drei herrliche Pferde gekauft. Sie haben ein schönes Stückchen Geld gekostet und meine Finanzen noch ärger zerrüttet. Und dabei kann ich mit den Tieren im Augenblick nichts anfangen! Konnte ich denn zulassen, daß sie irgend ein dicker, asthmatischer Börsenmann erwirbt und zuschanden reitet?“

So war Marianne Ulmers.

Wir verbrachten den Abend gemeinsam. Ich gefiel mir in der Rolle des reichen Mannes und suchte mit ihr ein elegantes Restaurant auf. Ich ließ den teuersten Sekt und die ausgewähltesten Leckerbissen auffahren. Ich glaube, Marianne merkte es gar nicht.

Später schalt ich mich einen Idioten. Der Abend hatte ein empfindliches Loch in meinen Geldbeutel gerissen. Ich besaß kaum noch hundert Mark. Die fünf hundert Mark zählten gar nicht. Ich betrachtete das Geld nicht als mein Eigentum.

3. Kapitel.

Es war am nächsten Morgen. Ich war eben aufgestanden, als meine Wirtin hereinkam und mir den Besuch eines fremden Herrn meldete. Bei mir geht es ja zu, wie in einem Taubenschlag, dachte ich ärgerlich. Ich war das Trinken nicht gewöhnt und hatte arge Kopfschmerzen.

„Lassen Sie den Herrn nur ruhig herein!“ sagte ich zu der alten Frau.

Doch kaum hatte ich den morgendlichen Besucher erblickt, als ich von dem Sofa, auf dem ich saß, emporschnellte.

„Guten Morgen“, sagte der Mann und zog hinter sich die Tür zu. Er behielt den Hut auf und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu.

Ich hatte ihn, obschon er diesmal den hellen Ueberzieher nicht trug, sofort wiedererkannt. Es war der Mann, der zugleich mit mir den Toten in der Lage verfolgt hatte.

Mechanisch gab ich dem Fremden meine Hand. Er hatte eine muskulöse, beinahe athletische Gestalt und war noch jung. Sein Gesicht hätte man hübsch nennen können, wäre nicht der verschmigte und etwas brutale Zug dagewesen.

„Detektiv Bolton!“ stellte er sich vor. Und fügte gleich grinsend hinzu: „Sie brauchen nicht zu erschrecken, ich komme nicht von der Polizei!“

Die Worte des Amerikaners — denn daß er Amerikaner war, verriet mir nicht nur der Name, sondern auch der unverkennbare Akzent, mit dem er deutsch sprach — verletzten mich in gleichem Maße in Erstaunen wie in Empörung.

„Herr“, begann ich, „mir ist es vollkommen gleichgültig, woher Sie kommen! Jedenfalls haben Sie etwas merkwürdige Manieren. Uebrigens, was wünschen Sie von mir?“

Der Amerikaner ging rasch an die Tür und riß sie auf. Beruhigt schloß er sie wieder. „Alte Frauen sind meist neugierig“, erklärte er. Sein Benehmen gefiel mir immer weniger; nun befand er sich wieder neben mir und ruhig fragte er: „Wo ist die Briefftasche des Toten?“

Es gelang mir nur schwer, meine Verblüffung zu verbergen.

„Hören Sie, Mister Bolton, oder wie Sie sonst heißen mögen“, sagte ich, „entweder Sie sind verrückt, oder haben sich in der Tür geirrt! Ich weiß nicht, von welcher Briefftasche Sie faheln.“

Der Mann zeigte sich nicht im geringsten beleidigt.

„Es hat keinen Zweck zu leugnen, alter Knabe“, meinte er gemächlich. „Ich sah es ganz deutlich, wie Sie dem toten Mann die Briefftasche stahlen. Wie gesagt, ich gehöre nicht zur Polizei; geben Sie die Briefftasche heraus und damit ist die Sache erledigt.“

Nun wurde es mir allmählich zu bunt.

„Ob Sie ein Detektiv sind, weiß ich nicht, jedenfalls bezweifle ich nicht, daß Sie betrunken sind! Verlassen Sie das Zimmer, oder ich muß Ihnen dabei behilflich sein!“

Der Mann hatte ein außerordentlich dickes Fell oder eiserne Nerven.

„Regen Sie sich nicht nutzlos auf“, sprach er vollkommen ruhig. „Ich schlage Ihnen ein Geschäft vor: Sie können das Geld, das sich in der Tasche befand, behalten! Händigen Sie mir nur den übrigen Inhalt der Briefftasche aus. Glauben Sie nicht, daß ich Sie hereinlegen will.“

Ich unterbrach ihn. „Bei uns wendet man sich in ähnlichen Fällen an die Polizei. An der nächsten Ecke befindet sich eine Haltestelle. Der Autobus bringt Sie direkt zum Polizeipräsidium.“

„Der Weg ist Ihnen anscheinend gut bekannt“, lachte der Amerikaner. „Lassen Sie mich ruhig heimliche Methoden anwenden“, fuhr er fort. „Sie haben seit dem Diebstahl genügend Zeit gehabt, Ihre Beute so zu verstecken, daß man sie, falls Sie sie nicht gutwillig herausgeben, nicht leicht finden würde. Also: Sie können das Geld aus der Briefftasche behalten und bekommen von mir für den übrigen Inhalt — sagen wir fünf hundert Mark!“

Blötzlich änderte sich sein Gesichtsausdruck. Er hatte an der Wand ein Bild von mir entdeckt; mit fetten Buchstaben stand darunter mein Künstlername.

Die Wirkung des Bildes auf den Besucher war verblüffend. Nachdem er abwechselnd das Bild und mich anstarrte, malte sich auf seinem Gesicht der Ausdruck größter Begeisterung.

„Nun weiß ich, warum Sie mir so bekannt schienen!“ rief er. „Bufallo Bellini, der beste Schütze, den ich jemals gesehen habe! Als Sie vor drei Jahren in Chicago auftraten, ver-

fäumte ich keine Vorstellung! Verdammst soll ich sein, wenn ich auch nur ein Zehntel davon kann, was Sie leisten... und dabei darf ich ohne Unbescheidenheit sagen, daß ich nicht gerade der schlechteste Schütze bin! Aber zu Ihnen will ich gern in die Lehre gehen!"

Ich gebe zu, ich fühlte mich geschmeichelt.

Vielleicht war das der Grund, daß ich meinem Besucher auf sein Bitten eine genaue Schilderung meines Erlebnisses gab. Der Amerikaner hörte mich sehr aufmerksam an.

„Sie haben die Frau, die den Mann begleitete, genau gesehen?“ fragte er, nachdem ich meinen Bericht beendet hatte.

Ich nickte nur.

„Und Sie würden sie jederzeit erkennen?“ forschte er weiter.

„Ganz sicher!“

„Sagen Sie mal, Mister Bellini, sind Sie für den Monat Mai bereits verpflichtet?“

„Wollen Sie mich etwa engagieren?“

„Gerade daran dachte ich. Wie hoch sind Ihre Forderungen?“

„Nicht zu machen, Herr!“ sagte ich. Das Ansinnen des Mannes setzte mich in Erstaunen.

„Ich zahle Ihnen fünftausend Mark und alle Spesen, und Sie brauchen keine Schießwaffe zu berühren. Das einzige, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie mir Ihre Zeit zur Verfügung stellen!“

„Wenn Sie es mit dem Angebot ernst meinen, dann müssen Sie schon deutlicher werden“, erwiderte ich und trachtete, meine Verblüffung nicht zu zeigen.

„Herr Bellini, es handelt sich nur darum, daß Sie, wenn Sie die fremde Frau zufällig erblicken, mir sagen: Das ist die Frau, die ich am 24. April, 11 Uhr vormittags, am Kurfürstendamm mit dem Manne, der später seinen Tod in der Tasse fand, im Gespräch sah. Sehen Sie, es ist nicht viel, was ich von Ihnen verlange. Wenn Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind, will ich Ihnen Ihr Honorar im voraus zahlen. Sie sind dann für die nächsten vier Wochen mein Begleiter. Wir unternehmen eine kleine Reise. Um die Spesen brauchen Sie sich, wie bereits gesagt, keine Sorgen zu machen. Einverstanden?“

Ich überlegte schnell.

Das Angebot des amerikanischen Detektivs war verlockend. Auf einen Monat kam es mir wirklich nicht mehr an. Wenn ich Ende Mai wieder frei und im Besitze der fünftausend Mark war, konnte ich in aller Ruhe und von materiellen Sorgen unbefehwert, mich an die Arbeit machen. Doch ich hatte noch gewisse Bedenken.

So sagte ich: „Vielleicht nehme ich Ihr Angebot an. Vorher aber beantworten Sie mir einige Fragen. Zunächst: auf welche Weise erfuhren Sie meinen Namen und meine Wohnung?“

Der Amerikaner lächelte. „Die Sache war sehr einfach. Ich hatte mir die Nummer der Limousine gemerkt, mit der Sie davonfuhren. Es fiel mir nicht schwer, den Inhaber des Wagens auszuforschen. Er war sehr überrascht, als ich bei ihm vorsprach. Sein Chauffeur wollte von einer Fahrt am besagten Tage und in besagter Gegend nichts wissen. Erst als ich mir den Mann unter vier Augen vornahm und ihm etwas in die Hand schob, kehrte seine Erinnerung wieder, und er verriet mir Ihre Adresse...“

„Und wie konnten Sie annehmen, daß ich dem Toten die Brieftasche stahl?“

Bolton war nun ehrlich verlegen. „Entschuldigen Sie mir diesen Irrtum, Mister Bellini! Aber als Sie sich über den Toten beugten, um sein Herz zu hören, schien mir, als ob Sie dem Manne etwas aus der Tasche zogen... Jetzt, da ich weiß, wer Sie sind, bin ich natürlich überzeugt, daß ich mich täuschte.“

„Mr. Bolton, wer ist der Tote und warum legen Sie Wert darauf, die Frau, die sich in seiner Begleitung befand, zu finden?“

„Haben Sie die Morgenblätter bereits gelesen?“ fragte er. „Steht etwas in ihnen über den Mann?“

Statt einer Antwort griff der Amerikaner in die Tasche und brachte eine Zeitung zum Vorschein. Er wies auf einen Artikel, dann reichte er mir das Blatt.

Aus dem Aufsatz erfuhr ich, daß man den Toten als einen Amerikaner Robert Williams identifiziert hatte. Williams war den Kriminalbehörden als eine verdächtige Persönlichkeit bekannt. Aber selbst den Beamten der Washingtoner Detektivzentrale, der berühmten „Division of Investigation“, war es nie gelungen, Williams eines Verbrechens zu überführen.

Erst jetzt nach seinem Tode konnte man ihn als das Mitglied eines Verbrecherrings entlarven. Die Edelsteine, die man in den Taschen des Toten gefunden hatte, stammten aus einem verwegenen Raub, der vor etwa Jahresfrist zu Schaden eines indischen Nabobs in den Vereinigten Staaten verübt worden war. Wie die Kriminalpolizei des weitern feststellen konnte, befand sich Williams erst seit einigen Tagen in Deutschland.

„Ich war Williams seit Tagen hart auf der Spur“, sagte der Detektiv. „Er muß es wohl gemerkt haben — ist vielleicht aus Angst darüber gestorben.“ Bolton lachte schallend auf bei diesen Worten — es kam mir unsäglich roh vor. Aber vielleicht macht der Detektivberuf gefühllos und hart!

„Jetzt sagen Sie mir nur noch, warum Sie die Frau, die sich in seiner Begleitung befand, finden wollen?“

„Weil die eigentliche Beute sich zweifellos in ihrem Besitze befindet. Die Steine, die man bei dem Toten fand, sind nur ein kleiner Teil der ganzen Beute. Sie aber, Herr Bellini, sollen mir helfen, die Frau zu finden...“

Nun sah ich keinen Grund mehr, warum ich das Angebot des Amerikaners nicht annehmen sollte. Ich konnte ja nicht ahnen, welche Folgen ich durch mein Einverständnis heraufbeschwor.

Bereits am Nachmittag suchte mich Bolton erneut auf. Er reichte mir mit einer großartigen Geste einen Scheck und fragte mich, ob ich am folgenden Tage die Reise mit ihm antreten könne.

Ich bejahte. Vorsichtshalber begab ich mich gleich am nächsten Morgen zur Bank. Der Scheck des Amerikaners wurde mir anstandslos honoriert.

Als ich in den Mittagsstunden meine Wohnung aufsuchte, erwartete mich ein Rohrpostbrief. Bolton ersuchte mich, um neun Uhr abends reisebereit am Bahnhof zu sein. Da ich mich vorher von Marianne verabschieden wollte, rief ich sie an. Sie war zufällig zu Hause — sie wohnte bei einer Freundin — und wir verabredeten ein Stelldichein.

Wir trafen uns in einem Tanzlokal.

Ich hatte vor Marianne keine Geheimnisse und berichtete ihr jetzt mein Abenteuer und die Verpflichtung, die ich gegenüber dem amerikanischen Detektiv eingegangen war.

Ich verschwieg ihr auch nicht, wie dringend ich die Summe, die mir der Amerikaner auszahlte, gebrauchen konnte. Marianne enthielt sich zunächst einer Äußerung, dann fragte sie:

„Willst Du nicht lieber nach Luisen Hof fahren? Mein Haus steht Dir auf jede Zeit zur Verfügung...?“

Ich drückte ihr unter dem Tisch die Hand, aber ich lehnte ab. Luisen Hof nannte sich Mariannes kleines Gut in der Nähe von Rastenburg. Entscheidend für meine Ablehnung war, daß ich Marianne nicht zur Last fallen wollte. Ich wußte, sie würde sich in Unkosten stürzen, um mir den Aufenthalt in Luisen Hof angenehm zu gestalten.

Natürlich verschwieg ich den wahren Grund und sagte böß:

„Nun ist es bereits zu spät, zurückzutreten. Der Mann hat mein Wort und ich halte die Belohnung in der Tasche...“

Letzteres war selbstverständlich nur bildhaft gemeint, denn ich hatte mir bei der Bank ein Konto eröffnen lassen, auf das ich die erhaltene Summe eingezahlt hatte.

„Und nun weißt Du nicht einmal, wohin Du mit ihm fährst?“ fragte Marianne.

Fortsetzung folgt.



Maria mit Kind
Schöne Holzfigur, schweizerisch, aus dem 15. 16. Jahrhundert (92 cm hoch). Aus der Privatsammlung K. Sch., Winterthur